Breslauer Beobachter.

№ 57. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. **1845.**

Donnerstag, den 10. April.

Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends u. Sonntags,** zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren
für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate
für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Das Seeräuberschiff.

(Fortsetzung.)

In einer solchen Unthätigkeit finden wir eben vier Matrosen des Kaperschiffs. Sie hießen Bob, Tom, Tamian und Jobst.

Es waren sonst brave Burschen und jeder hatte Wunden aufzuzeigen, die er im Seekampf erhalten hatte.

Unmuth folgte einem schnellen Rausche, Kartenspiel behagte nicht mehr und es fiel ihnen ein zu wetten.

Sie hatten zwei Schildkröten gefangen. Diese ließen sie auf dem Verdeck nach einem Seile zu kriechen, das sie quer über selbiges gelegt hatten.

Es hatten sich Parteien gebildet.

Der Eine wettete auf diese, der Andere auf Jene und jeder konnte dies um so eher, da die Schildkröten von gleicher Größe waren.

Die Schildkröte, welche Bob und Tom sich erkießten, erreichte das Seil zuerst, die der andern aber überkroch es, und nun fand jener Streit statt, der noch jüngst Völker in den Harnisch rief, da ein Friedenscontrakt die Worte: jusqu' à la mer und jusqu'en la mer (bis an und auf das Meer) undeutlich ausgesprochen hatten.

Völker bekämpfen sich mit Bajonetten und Kanonen, Matrosen mit Fäusten und Messern.

Hier kommt es von Noten zum Krieg; dort von Worten zur Prügelei.

Jede Partei hatte eine Guinee und sechs Flaschen Rum gewettet; jede wollte sie gewonnen haben, jeder griff darnach.

Man zankte, schimpfte, fluchte, stürzte dabei ein Glas nach dem andern in die heisere Kehle und als Tamian die Schildkrete der andern Partei mit dem Fuße in's Meer stieß, ergrimmte Bob und gab ihm einen solchen Backenstreich, daß er taumelnd aufs Verdeck fiel und Blut aus Mund und Nase rann.

Sein Gegner packt ihn an der Kehle und spannt die Sehnen und Muskeln seiner Hand wie ein eisernes Band um seinen Hals.

Dieser wand sich durch einen Fußtritt los, biß wie ein Hund in des Gegners Finger, daß dieser hell aufschrie und den Matrosen, der bei der Wette auf seiner Seite stand, zu Hülfe rief.

Dies war aber das Zeichen allgemeinen Kampfes; denn nun trat auch der vierte in die Kampfscene und schlug mit drein.

Allgemeines Ringen und Würgen.

Bob's Partei war die schwächere und retirirte in die Cajüte des Capitäns, die sie schnell hinter sich zuwarfen.

Die Sieger taumeln fluchend nach, sprengen die Thüre mit ihren Füßen und nun wird die Cajüte selbst der Rauferei blutiger Schauplatz.

Stühle dienen zu Waffen und klirrend stürzen die Stücken zerbrochener Spiegel, Bilderrahmen und Spiegelfenster auf die von Blut befleckten Dielen, die bereits ein mit dem Tische umgestürztes kostbares Theeservice mit seinen Scherben deckte.

Den Lärm hatte die Hafenwache vernommen.

Sie glaubte ein feindlicher Ueberfall drohte von der See her der Stadt und man wolle sich des Kaperschiffs bemächtigen, um sein Geschütz auf die Stadt zu richten

Die Lärmtrommel tönte, die Hafenkanone donnerte majestätisch in die Wogen des Meeres und bald füllte sich der Hafen mit Soldaten und bewaffneten Einwohnern.

Sie sprangen in Boote und stiegen, da sie auf dem Verdeck keinen Widerstand fanden, in das Schiff.

Der Lärm rief die Streitenden aus ihrem Taumel; auch sie glaubten, es wären Feinde, vergaßen ihren Groll und stürzten sich mit gemeinsamer Kraft unter selbige, wurden aber bald übermannt, gebunden und zum Hafenkapitän geführt, der, eine Meuterei vermuthend, sofort Standrecht halten ließ.

In Folge des Verhöres ergab sich die Wahrheit.

Der Hafenkapitän hatte in englischen Diensten gestanden und kannte die Gesetze der Marine.

Er war streng, aber menschlich und ließ es bei einer Correctionsstrafe bewenden.

Hundert Hiebe mit den Schwibbs auf den bloßen Rücken ist für Seesoldaten und Matrosen eben noch keine allzu harte Strafe. Der Schwibbs aber ist eine aus vielen Riemen bestehende Peitsche und hat dieselben Wirkungen, die das Steiglederlaufen sonst zeigte.

Alle hielten die Strafe, ihren Schmerz verbeißend, aus und als sie vorüber war, goß der, der sie ausgetheilt hatte, einen Eimer Meerwasser auf den geschwollenen und aufgerissenen Rücken und ein gutmüthiger Zuschauer gab ihnen eine Flasche Rum, womit sie die Wunden einrieben.

Es brannte wie Feuer; aber es reinigte die Wunde.

Das Schiff erhielt eine Wacht aus der Stadt und die Bestraften blieben auf der Pritsche der Hauptwacht.

Kaum waren acht Tage vorüber, als sie genesen, vereint ihre alten Stellen wieder einnehmen sollten.

Einer sah den andern mißtrauisch an und die Furcht war auf dem Antlitz aller zu lesen.

Bob nahm das Wort.

„Was wird mit uns," sprach er, „wenn der Kapitän zurückkommt?"

„Der fackelt nicht und läßt uns hängen," rief Tamian. „Wir haben ihn an der Seele angegriffen! Nicht nur sein Theeservice und seine Spiegel sind zertrümmert, auch das Bild ist in Stücken, worauf er soviel hielt.

Es ist das einer schönen Frau, deren Anblick auf ihn wirkte wie ein Muttergottesbild. War er zornig, drückte er es an seine Brust, lag schwerer Kummer auf seinem Herzen, so sah er es an, die Furchen seines Antlitzes verzogen sich und eine unwillkürliche Thräne machte dem gepreßten Herzen Luft!"

„Schon um dieses Willen läßt er uns baumeln, oder jagt uns selbst eine Kugel durch die Brust!" —

„Wenn dies auch nicht wäre," erwiedert Toms, ich konnte den Herrn nicht traurig sehen. Er ist strenge aber doch brav und hat Erbarmen. Nein, ehe er kommt, stürze ich mich in das Wasser und ersäufe mich, wo das Meer am tiefsten ist!"

„Narr," sagte Jobst, der wildeste unter allen, der einer französischen Galeere entsprungen war, „gewiß ist uns ein langer Pfahl und ein kurzer Strick, was sollen wir uns hier noch grämen! Die Furcht vor der Strafe ist schlimmer als die Strafe selbst, das weiß ich aus Erfahrung. Nicols, unser Herr, war auch schon einmal verurtheilt und ist Seeräuber. Wir sind so viel wie er, laßt uns das Handwerk auf eigene Faust treiben! Schleichhandel und Raub sind Geschwisterkinder. Der Krieg der eben ausgebrochen, braucht Parteigänger. Das Schiff mag dem Hauptmann bleiben, das Boot nehmen wir mit. Wir finden hier alles, was zur Ausrüstung und Bewaffnung gehört, verstehen den Seedienst und kreuzen an der Küste!"

Der Vorschlag fand Gehör, und ward, da man im Hafen eben nicht sehr Acht auf sie hatte, ausgeführt.

In der folgenden Nacht stießen sie in die See. Man vermißte Sie erst Tags darauf.

Das Schiff erhielt eine andere Besatzung von den Eingebornen des Landes.

Vergebens sandte der Hafenkapitän Boote nach, sie hatten den günstigen Wind benutzt und waren nicht mehr zu erreichen.

Ehe ein Monat verging, hörte man von Schleichhandel und Räuberei und die Geflohenen waren gefürchtete Parteigänger und Piraten.

Von ihnen wenden wir unsere Blicke zu Nicols, dem Helden unserer Erzählung, den zu Lande, wie auf dem Meere, sein zürnendes Fatum verfolgte. —

Kapitän Nicols führte jetzt als Oberbefehlshaber die Truppen, die man ihm anvertraut hatte.

Die Kriege der südamerikanischen Freistaaten haben nichts Großartiges und Entscheidendes. Es sind Parteienkämpfe, die der gegenseitige Neid entzündete und welche Habsucht fortdauern läßt. Oft werden die in diesen Gegenden noch lebenden wilden Völkerstämme, die zum Theil noch Heiden und Cannibalen sind, als Parteigänger ins Interesse gezogen und dann giebt es Kampfscenen, die durch ihre Grausamkeit und Wildheit an jene erinnern, welche bei der Eroberung von Amerika zur ewigen Schande der Menschheit stattfanden.

Das Heer zog über die Gebirge und Arthur hatte jetzt Gelegenheit alle Schönheiten jener großartigen wunderherrlichen Natur zu schauen, an denen diese Zonen so reich sind.

Alle Früchte des Südens gedeihen hier in ihrer größten Vollkommenheit.

Die majestätische Palme erhebt sich in den Thälern, Cocosbaumwälder ziehen sich an den Ufern der Ströme fort, Bäume geben hier Brot und Milch und andere bieten die köstlichsten Aromen dar. Das Gras wächst mannshoch und Teppiche von Blumen decken die weiten Auen.

Die Natur gefällt sich im riesenhaften Großen: Da giebt es Blumen, deren Blüthe die Größe eines Wagenrad's bildet, da schießt die Aloe hoch auf, blüht mit tausend Blüthen, um blühend zu sterben, und Cactäen in den wunderherrlichsten Gestalten ziehen sich durch die Wälder und machen, mit tausendfachen Schlingpflanzen sich vermengend, die Pfade undurchdringlich.

Auf diesen Fluren, die oft ein Gewitter in einen See verwandelt, oder die ein heiß wehender Wind mit dem blassen Kleide der Wüste umzieht, haust der Tiger und der Löwe und in den sumpfigen Strömen der fürchterliche Alligator und die Boaschlange; während auf sonnigen Pfaden Klapperschlange und Kupferotter sich ringeln und dem Wanderer den Tod drohen.

Die Erde ist voll der giftigen Gewürme und in der Luft summen jene Fliegen, deren Stich unendliche Schmerzen, ja dem Verwundeten Brand und Tod geben kann.

Hell sprudeln auf den Gebirgen die reinsten Quellen, während dürre Hochebenen auch nicht einen Tropfen reinen Wassers bieten und das Sumpfwasser, an sich schon giftig, Millionen von Insekteneiern und wimmelnden Amphybien in sich hält.

Durch diese Gegenden zog das Heer im langsamen Vorrücken.

Die Nacht gab keine Ruhe; denn hier waren die Moskitos die Plagegeister der Soldaten und in den Bivouaks der Krieger krochen Skorpione auf ihre Speisen oder Schlangen baten sie zu Gaste.

Arthur erkannte jetzt, daß die Tage des Kampfes die minder gefährlichen des Krieges wären, und Strapazen größere Opfer verlangten als die Schlachten.

Der Negerknabe Benjamin, sein Freund, kannte die Gefahren von Jugend auf, verstand es, ihnen möglichst zu begegnen und wußte selbst jene Heilmittel, die Beobachtung der Natur und Erfahrung dem Wilden lehren.

Er ward Nicols und Arthur von Tag zu Tage lieber und freudig sah der Erstere, wie sich sein Geist entwickelte.

So war in Hin- und Herzügen, da der anrückende Feind sich schnell zurückgezogen und immer auswich, ein Monat vergangen.

Einzelne Plänkeleien hatten durchaus nichts entschieden; aber Krankheit und Erschöpfung bereits Hunderte der Krieger getödtet, deren unbegrabene Leichname ein Raub der wilden Thiere und der Geyer wurden, die hier, man kann sagen in Legionen waren, und das marschirende Heer lärmend umschwebten.

Nach unendlichen Beschwerden nahte das Heer endlich dem Hauptsitze des Feindes.

Er war durch seine Gebirgslage fest und die Kunst hatte das ersetzt, was die Natur nicht vermochte.

Louis Cassé, einer jener unglücklichen französischen Soldaten, die der Sturz des Kaiserreichs um Brot und Ehre brachte, hatte sein Vaterland verlassen und nach vielfachen Irr- und Meerfahrten hier Schutz und Hülfe gefunden.

Dankbar lehrte er seinen neuen Gastfreunden die Kunst, sich durch Schanzen und Bollwerke zu schützen und exercirte die junge Mannschaft in der Feuerwaffe.

Man ehrte den alten Veteran, der auch hier noch das Kreuz der Ehrenlegion über der benarbten Brust trug, wie einen Vater und vertraute ihm die Vertheidigung der Feste.

Kundschafter hatten die Nachricht gebracht, daß sich ein Engländer an der Spitze der Feinde befände. Mit diesem sich zu messen schlug dem alten Franzosen das Herz und deshalb gab er seinen Leuten den Rath, sich bis zur Hauptfeste zurück zu ziehen, und erst dann das Netz zuzuschlagen, wenn der Vogel darin säß.

Unter den Streitern seiner Partei befanden sich mehrere, die durch Muth und Geistesgegenwart, Körperstärke und Gewandtheit auf Thaten und Ruhm eines Helden Anspruch machen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Die Klatschsucht.

Die Sprache ist eine der ersten Vorzüge, durch welche der Mensch sich vor dem Thiere auszeichnet. sie ist das edelste Gut, denn ohne sie gäbe es keinen Gesang, kein Gebet, ohne sie könnten wir nicht zu dem Freunde, zu der Freundin sagen: ich liebe Dich!

Wie aber der Schaum, welcher aus dem Munde des Menschen hervorquillt, wenn derselbe durch anhaltendes Kitzeln am ganzen Körper, bis zur Angst des Todes gequält wird, das furchtbarste aller Gifte, die Aqua toffana liefert, die langsam, aber sicher tödtet, das Gift der Schleichsucht, das der Nichtswürdige dem Feinde giebt, der dann langsam hinsiecht, ohne selbst die böse That zu ahnen, so wird durch den krankhaften Kitzel der widerlichsten aller alten Basen, der triefäugigen, spitznäsigen, zahnlosen Muhme Klatschsucht, aus dem Munde der Menschen die Lästerung, die Verläumdung hervorgetrieben, die leise schleichendes Gift ist, das den guten Namen des Menschen angreift und dann sich in das Mark seines Lebens hineinfrißt und ihn moralisch todt macht. Die größte Hälfte aller Verdrießlichkeiten, welche uns die wunderschöne Gottes-Erde zum Jammerthal machen, den reinen blauen Aether unseres Gemüthshimmels mit den schwarzen Wetterwolken des Grames, der Kränkung, des Aergers überziehen, entspringt aus dieser unseligen Klatschsucht.

In jedem Menschen liegt der Keim zu diesem Laster, bestehe er nun in einem gewissen Neide, oder in ironischem, satyrischen Talente, wodurch er bewogen wird, über Andere zu urtheilen, oder in der immer mit Geschwätzigkeit gepaarten Neugier, die sich um das Treiben Anderer bekümmert und es dann ausplaudert. Ja, wenn wir wollen, ist der Keim dazu gar kein böser. Wir können annehmen, daß die Klatschsucht oft aus der innigen Theilnahme entspringe, welche die Klatsch-Brüder und Schwestern an uns nehmen. Doch der Himmel bewahre uns Alle vor dieser innigen Theilnahme!

Die Klatschsucht, die aus dem bösesten aller Antriebe, dem Hasse entspringt, ist gerade die am wenigsten gefährliche. Sie schadet nicht so sehr, weil der Haß sich nicht verbirgt, und der Beweggrund das Urtheil verdächtig macht. Aber jene harmlos scheinende, in die Ohren lispelnde, Mitleid heuchelnde Klatschsucht, der es weh zu thun scheint, daß sie das Uebele vom Nächsten sagen muß, ist der Krebs des Vertrauens der Menschen zu einander und der Erhebung im geselligen Umgange.

Nicht allein das Böse, das wir von Andern verbreiten, kann ihr Glück, ihre Freude tödten, oft ist es noch gefährlicher, das Lächerliche Anderer hervorzuheben, denn die Menschen verzeihen einander viel leichter einen Schurkenstreich als eine Schwäche, der schlaue Gauner genießt einen gewissen Respekt der Furcht, die Achtung vor der Ueberlegenheit seines Geistes, während man bei dem, der lächerliche Seiten verräth, das Recht zu haben glaubt, alle Rücksichten zu beseitigen und ihn zum Spielball der Laune und des Spottes zu gebrauchen.

Die Satyre, die nur die Fehler, nicht die Persönlichkeiten angreift, ist eine Gottesgeißel, wem sie geworden, der soll sie dazu benutzen, die Fehler, die der irdische Richter nicht von seinem Thron herab richten kann, mit aller Unbarmherzigkeit zu züchtigen. Die Satyre ist die Richterin des Höchsten und Niedrigsten, sie ist die fort und fort bestehende heilige Vehme, vor welcher die Sünder zittern, welche sonst alles Gesetz und jedes Urtheil mit Füßen treten. Die Satyre ist das Messer in der Hand des Chirurgen, welche die krankhaften Auswüchse der Menschheit ausschneiden soll und ausbluten lassen. Der Satyriker wird allgemein gescheut, statt daß er geliebt werden sollte, denn er vertheidigt kühn und ohne Furcht die Rechte der Menschheit, indem er die Bosheit, die Anmaßung, den Dünkel in seiner unzählbaren Verzweigung und vor Allem die dümmsten aller Dummheiten, die Vorurtheile, mit seiner Zuchtruthe geißelt, von der jede Sprosse eine epigrammatische Spitze ist.

Die Klatschsucht ist eine ungerathene Tochter der Satyre, eine gemeine, freche Dirne, gegen die alle Sicherheitsvereine der Welt nichts vermögen, weil sie sich nicht frei auf den Straßen umhertreibt, sondern inkognito in die Gesellschaften einschleicht und dort ihr schmutziges Handwerk oder richtiger Maulwerk treibt.

Die Klatschsucht könnte aber lange nicht so mächtig sein, würde sie nicht durch eine höchst dumme Schwester, deren Schwächen jene auf das trefflichste zu benutzen weiß, durch die Leichtgläubigkeit, unterstützt. Doch nicht dumm allein ist diese, sie ist auch im Innersten verdorben, bei dem Guten, das man von Andern spricht, nickt sie gar nicht so plump mit dem Kopfe zu und spricht ihr gläubiges Ja aus, nur bei dem Bösen, da kömmt sie der Klatschsucht schon auf halbem Wege entgegen.

Die Mönche der Abtei de La Trappe hatten drei herrliche Ordensregeln: Sie sollten niemals den Bericht von schlechten Handlungen anhören und solche Gespräche unterdrücken. Fänden sie aber das von Andern erzählte Schlechte unwiderlegbar bestätigt, so sollten sie annehmen, das Verbrechen könnte aus einer guten Absicht entsprungen sein.

Die große Brüder- und Schwesterschaft, welche dem Orden der Klatschsucht angehört, denkt just entgegengesetzt von jenen edeln Trappisten: nur was Andere Schlechtes gethan, müsse man der Welt zu hören geben, und dergleichen Gespräche recht lang ausspinnen, und ließe durch Zufall einmal etwas Lobenswerthes, Gutes von einem Menschen mit unter, so müsse man annehmen, er habe eine böse Absicht dabei gehabt.

Indem sie so den Gegensatz zu den edeln Trappisten bilden, bilden sie zugleich

auch den zu den schlauen Jesuiten. Diese hatten den Ausspruch: der Zweck heiligt die Mittel. Die Klatschsucht den edeln Zweck, indem sie die Mittel und Beweggründe dazu in's übelste Licht stellt.

Ist es nicht recht betrübend, daß die Menschen im Allgemeinen an bösen Ereignissen weit lebhaftern Antheil nehmen, als an guten. Wenn sich zwei küssen, sagen wir: es ist ein Anblick für Götter, wobei wir verblümt ausdrücken wollen, für Menschen sei es ein ziemlich langweiliger Anblick. Aber wo ein Streit ausbricht, da wenden sich unsere Blicke gierig hin, und wir können sie nicht eher abwenden, als bis wir den Ausgang mit angesehen haben.

Die Leute klagen allgemein über die vielen Sorgen, von denen sie bedrückt werden, und hören doch nicht auf, sich ganz unnöthige Sorgen zu machen, indem sie sich noch um Andere bekümmern. Hören wir den Gesprächen in kleinen und großen Gesellschaften zu, so werden wir bemerken, daß die Anwesenden sich nur sehr wenig von ihren eigenen Angelegenheiten unterhalten, desto mehr aber von den Verhältnissen Abwesender.

(Fortsetzung folgt.)

Wässeriges.

Die heutigen Fragmente stehen wieder im Singular.

1. **Aufsicht.** Es ist ein Uebelstand, daß bei Gefahren, welche die hiesige Commune betreffen, stets doppelte Gewalten concurriren, und der Oberbefehl über die Anstalten zur Abwehr getheilt ist. Namentlich stellte sich dieser Uebelstand bei der letzten Wassersnoth deutlich heraus und hat nicht wenig dazu beigetragen, Verwirrung zu erzeugen. Die Polizei war sehr thätig; die Damm-Commissarien haben ihre volle Schuldigkeit gethan; die Bürgerschaft hat sich in zahlreichen Individuen rühmlichst ausgezeichnet auf den bedrohtesten Punkten; königliche Wasserbau-Inspektoren, städtische Bau- und andere Beamte waren auf ihren Posten, und dennoch ist Vieles ungethan geblieben, Anderes verkehrt gemacht worden, weil die Direction nicht in einer Hand lag. Beispiele: der Wintergarten, die Gellhorngasse und hintere Scheitniger Straße waren zuerst überflutet, weil — der unnütze, kostspielige Kanal, dessen Einmündung am Wintergarten ist, aus vollem Munde Wasser spie. Dessen Ausmündung zu stopfen war zur rechten Zeit unterlassen worden und als er sein Wasser bereits in starken Wogen am Wintergarten entlud, konnte auch die dortige Oeffnung nicht mehr verschlossen werden, weil der Wasserwiderstand zu stark war, und dann würde auch, wenn das Schließen möglich gewesen wäre, sofort die ganze Kanaldecke gesprengt worden sein, was die Verwüstung der Umgegend noch früher herbeiführen mußte. — Was hier war unterlassen worden, wurde an einem andern Orte zu früh und unrecht gethan. Als nämlich der Domgarten Nr. 1 überfloß und sein Wasser die kleine Scheitnigerstraße theilweis überschwemmt hatte, so daß der dasige Kirchhof, der Krausegarten und ein Theil des botanischen Gartens unter Wasser kam, ließ ein Unter-Befehlender, dessen Namen unbekannt, jedenfalls ohne höheres Geheiß den Weg längs des Kirchhofes mehrfach durchstechen, anstatt daß er hätte die Ecke vom Kirchhofe erhöhen und das Wasser im südlichen Graben nach der Fürstenallee leiten sollen. Durch dieses Beginnen sind die Aecker und Wiesen innerhalb des Lehmdammes unnützer- und zweckwidrigerweise überschwemmt worden. Die Dämme haben sich sehr gut gehalten und dennoch sind die geschützten Aecker ruinirt, weil — Niemand wußte, wer zu befehlen, oder zu gehorchen hatte. — Ein dritter Fall war an der Oderseite des Domgartens Nr. 1. Als das Wasser bedenklich wuchs, machte Herr Kretschmer L. darauf aufmerksam, daß das Schützen des Domgartens längs der Oderseite eine Hauptsache sei, wenn man nicht den Hinterdom und die angrenzenden Häuser der Gräupnergasse zunächst in Gefahr bringen wolle. Obschon Herr L. auf jenem Punkt die meiste Erfahrung machte, so hörte ihn doch Niemand, weil Niemand Instructionen dafür hatte und so blieb das Nöthige und geschah das Unvermeidliche. — Ein Gleiches war es an den Brücken. Als der Haupt-Eisstoß kam und an den Brücken stopfte, standen die Pulvermänner und sahen ruhig zu. Befragt, warum sie müßig ständen und nicht bei der dringenden Gefahr das Eis sprengten, antworteten sie: ja wir hatten zu wenig Petarden und haben jetzt (weiß Gott wie weit?) geschickt um Vorrath zu holen. Mittlerweile hatte aber das Wasser die Wege überschwemmt, die der Bote gehen mußte und ehe er wiederkam, war die Dombrücke ruinirt und die Sandbrücke dem gänzlichen Verderben nahe. Wie wenig kosten einige Petarden und wie viel kostet eine einzige Brücke!! — Die obigen Beispiele könnten sehr lang fortgeführt werden; sie würden aber nicht mehr, als die vorstehenden beweisen, nämlich: daß es dringend nöthig ist, bei künftigen der Commune drohenden Gefahren die Direktion der Anstalten zur Abwendung in eine Hand zu legen, damit alle Untergebenen wüßten, an wen sie Meldungen zu machen und von wem sie Befehle zu empfangen hätten. Zugleich wüßte auch Jeder, wer für die Anordnungen verantwortlich sei. Fr. M.

Literarisches.

Ein Wort an Kerbler und Eichhorn von Gustav Adolph Wolff.

Nun wahrlich, wenn der große protestantische Held (Gustav Adolph) sich vereint mit dem großen protestantischen Weltweisen (Wolff), beide wackere Kämpfer für Wahrheit und Licht und Recht: dann muß doch etwas Großes herauskommen. Aber der Schein trügt, es kommt bloß Gustav Adolph Wolff heraus, und das ist wahrhaftig nichts Großes. Der Verfasser ist ein Schüler, ein Knabe und die Sache ein Knabenstreich. Er dachte wohl, wenn so mancher Mann sich wie ein Kind benähme, könne auch einmal ein Kind den Mann spielen. Er versuchte es, und der Versuch mißglückte wie natürlich. Was er vorbrachte, war nicht männlich verständig, auch nicht kindlich, es war bloß kindisch-altklug, und unsinnig und unverschämt dazu. Ich verlange nicht, daß man mir dieß auf's Wort glauben soll. Die Schrift selbst soll es beweisen. Ist es nicht kindisch von G. A. Wolff, zu glauben, er, der Knabe, könne Einfluß haben, könne rückgängig machen, was Männer reiflich erwogen, nach bester Einsicht beschlossen haben? Ist es nicht altklug, dies zu wollen, um solche Dinge überhaupt sich zu bekümmern? Ist es nicht kindisch, nicht altklug, jenen Männern zu sagen: „Sie sind blindlings ohne Prüfung jenem Manne nachgefolgt, der einst u. s. w.“ (Ronge.) oder: „Verleitet durch die Huldigungen, durch die Opfer, welche man dem Reformator darbrachte, verleitet durch die zeitige, vergängliche Ehre, folgten Sie seinem Rufe.“ Doch was halte ich mich damit auf, zu zeigen, daß die Schrift kindisch und altklug ist: ich soll beweisen, daß sie unsinnig und unverschämt sei. Ja, sie ist unsinnig in Sprache wie in Sinn. Wenn der Verfasser sagt: „Hier strandet das ohne Ziel dahinfahrende Schiff des Grüblers; hier erlischt die die Augen blendende Flamme des Witzes; es stockt die stürmende Scholle der gelehrten Kritiker, der geistreichen Rezensenten, die nur ebenso wie ich und Alle am sechsten Schöpfungstage von der allmächtigen Meisterhand aus einem Bischen Staube geschaffen wurden.“ Wenn er sagt: „das jedem Menschen angeborne Verlangen nach Ehre und Reichthum ist die Triebfeder **aller großen Thaten,**“ oder: „wird dieses Gefühl (das Streben nach Ehre) aber ein Lieblingsgefühl, beschränkt es sich nicht mehr auf das innere Bewußtsein, den Sieg im Kampfe über sich selbst davon getragen zu haben, artet es so weit aus, nur den Tribut einer scheinbaren Achtung gezollt zu wissen, dann wird dieses Gefühl, dieser Grundtrieb des menschlichen Herzens, einer der gefährlichsten, er ist zum Ehrgeiz umgeschaffen, dem nichts zu heilig, um diesem nimmersatten Götzen zu fröhnen.“ Dann, wo er von der Verehrung der Reliquien spricht: „Aber sie, (die Reliquien) anzubeten? — Sollte man wohl glauben, daß es je so boshafte Lügner und Verläugner unserer Kirche gegeben habe, oder irgendwo noch gebe, die ihr so etwas aufbürdeten, um ein betrogenes Volk leichter im Abscheu vor der Römisch-katholischen Kirche, im handgreiflichen Irrthume zu erhalten? — O wie schlecht muß es mit einer Kirche bestellt sein, deren Lehrer, um sich zu erhalten, ihre Zuflucht wider Wissen und Gewissen, zu Lügen und Verläumdungen nehmen müssen.“ Sind solche Worte nicht unsinnig? Dann sagt er einmal: „Entweder giebt es gar keine (wahre) Religion, oder nur eine, die Römisch-Katholische; keine (von Christus) gestiftete Kirche, oder nur eine, die Röm.-Kathol. Wenn man Leute hört, die sich erkühnen zu sagen, daß man in jeder Religion Gott ehren und sein Heil wirken könne, so muß man Mitleid mit ihnen haben, wenn sie es aus Unbesonnenheit sagen; sagen sie es aber mit reiflicher Ueberlegung, so kann man ihre Bosheit und Gottlosigkeit nur verabscheuen.“ Ist das nicht unsinnig, nicht unverschämt? Dann sagt er: „Christus sagt ja selbst, wer die Kirche nicht höret, den halte für einen Heiden.“ Das hat Christus nie gesagt. Ist das nicht unverschämt, wenn er, der Knabe, von Ronge spricht als von einem jungen unerfahrenen Menschen, von einem Manne, „dessen jugendlicher Geist noch nicht weit in das wahre Leben des Mannes hineingeschaut hat,“ ist das nicht unverschämt? Wenn man mir nun glauben will, daß in dieser Art die ganze Schrift ist, sollte da nicht mein Urtheil hinlänglich gerechtfertigt sein, und sollten nicht die Leser selbst die Moral daraus ziehen können?

Und nun zum Schlusse noch ein Wort an Dich G. A. Wolff, wenn Du anders dies liest. Damit Du Dich nicht beklagst, ungehört verdammt worden zu sein, so fordere ich Dich auf, Dich zu vertheidigen, wie Du es wagen konntest, Knabe, Dein kindisches Spiel zu mengen in den ernsten gewaltigen Männerkampf, wagen, mit kindischem Vorwitz zu richten und urtheilen über das Höchste und Heiligste, wagen, mit dem lauten Mißton der Kinderpfeife in den ernsten Chor der Männer hineinzugellen, darauf antworte mir, wenn Du kannst. — Doch nein, benutze lieber die Zeit, um Deine Schularbeiten ordentlich zu machen.

Friedrich Strahl.

An Herrn Pfarrer Dr. Hoffmann.

Der „Breslauer Beobachter“ hat während seines zehnjährigen Bestehens die Tendenz festgehalten ein Volksblatt zu sein, das, zum öffentlichen Sprechsaal

dienend, Ungebührlichkeiten rügt, das Gute lobt, auf welcher Seite es sich auch finde, gegen Thorheiten und Lächerlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens die Geissel des Spottes und der Satyre schwingt, jeder Meinung über ernste Angelegenheiten aber auch gern seine Spalten öffnet, wenn der Ausdruck derselben sich in den Schranken des Anstandes und der Mäßigung bewegt; in diesem Sinne hat er die Mäßigkeitsvereine besprochen, in diesem Sinne hat er auch Ihre Aufsätze, Herr Pfarrer Hoffmann aufgenommen, ohne daß die Redaktion ihrer eigenen, in diesen Blättern offen und bescheiden dargelegten Meinung in religiösen Angelegenheiten deshalb untreu geworden wäre. — Wenn Sie, Herr Pfarrer in Ihren beiden letzten Aufsätzen Ihre Bedenklichkeiten hinsichtlich der in der Gegenwart auftauchenden christ-katholischen Gemeinden darlegen, so geschieht dies zwar in einer so mäßigen und würdigen Weise, daß Ihnen die Redaktion, die nichts mehr haßt, als religiöse Verfolgungssucht und Zänkereien, die Aufnahme dieser Artikel gern gestattet hat, obwohl der Unterzeichnete, dem die Leitung dieser Blätter anvertraut ist, es nicht unterlassen kann, Ihren letzten Artikel selbst zu beantworten, um hinsichtlich seiner religiösen Meinung vor seinen Mitbürgern zu keinem Zweifel Veranlassung zu geben.

Sie sagen: „Wird auf der im Sturmschritt betretenen Bahn eine andauernde Einigung der Christen bewirkt werden? Schwerlich. — Entfremdung der Gemüther, Parteiung, Lieblosigkeit tritt jetzt schon hervor, und in deren Folge? — Anfeindung, Kirchenunfug, offene Fehde. Glaubensbrüder trennen sich im Leben, und wollen auch im Grabe nicht vereint schlummern.“ — Woher denn, Herr Pfarrer, diese Anfeindung, diese offene Fehde? — dieser Kirchenunfug? — Ich habe als Protestant mehrmals dem christkatholischen Gottesdienste beigewohnt, nie aber dabei ein unchristliches, liebloses Wort gegen Andersglaubende gehört, wie sie von einigen römisch-katholischen und zu jedes denkenden Protestanten innerer Beschämung auch von einigen evangelischen Kanzeln ertönen. — Dürfen denn ferner Glaubensbrüder vereint im Grabe schlummern, wenn sie auch wollen? Wird nicht hie und da dem Andersglaubenden das letzte Plätzchen verweigert, weil dieses Plätzchen geweihte Erde ist? Freilich sollte es anders sein, denn die Erde ist überall des Herrn, wer trägt denn aber die Schuld, als priesterliche Unduldsamkeit? — Sie selbst, Herr Pfarrer, geben zu, daß es zu den dermaligen Gährungen und Reibungen nicht gekommen wäre, wenn man mit mehr Schonung und Liebe, mit größerer Mäßigung und Pastoralklugheit, mit mehr Anstandsgefühl und Gerechtigkeitssinn zu Werke gegangen wäre. — Dieser unbesonnene Eifer, dieser ungerechte Sinn, hat die neuesten Bewegungen hervorgerufen, wie er die erste große Spaltung auf dem Concil zu Nicäa hervorgerufen hat, wo zum Erstenmal Andersdenkende verflucht wurden, wie es die griechisch-katholische Kirche, Husses schreckliches Ende und die Hussitenkriege, Luthers und Calvins Reformation und den entsetzlichen 30jährigen Krieg hervorgerufen hat, und ich muß Ihnen Ihre Frage zurückwerfen: Sind die Menschen durch all' dies Schreien und Schreiben weiser, zufriedener, glücklicher geworden? —

Daß katholische Gottesgelehrte den Einheitspunkt der Kirche, den der Pabst repräsentirt, preisen, ist bekannt; thun dasselbe auch evangelische Gottesgelehrte, so beweis't dies nur, daß sie dem Wesen des Protestantismus entfremdet worden sind. — Ob sich ferner Christkatholische in der Stadt Rom, im blauen Hirsch, oder im Haupt Johannis versammeln, ist an sich wohl gleichgültig, und ich kann unmöglich glauben, daß Sie im Ernst darin eine Inconsequenz finden. — Der Uebertritt des Herrn Eichhorn ist ein Schritt, den er vor seinem Gewissen zu verantworten hat, und wenn dies ruhig ist, wer ist dann berechtigt, den Stein auf ihn zu werfen? — So verächtlich der Mensch ist, der seinen Glauben schnöder Außendinge wegen wechselt, eben so ist der ein Heuchler, der nicht freudig und offen den Glauben bekennt, der in seinem Herzen wohnt, wenn er auch nicht mehr der Glaube ist, in dem er erzogen wurde. —

Sollte das Cölibat aufgehoben werden, so glaube ich nicht, daß der Staat wegen des Unterhalts der Pfarrer- und Kaplan-Frauen betheiligt ist, so wenig die bei dem Unterhalt der evangelischen Pastor- und Diakonen-Frauen, denn kein Pfarrer und Kaplan würde eher heirathen, als bis er eine Frau erhalten kann. — Sie zweifeln ferner an der staatlichen Anerkennung der christkatholischen Kirche und zwar namentlich wegen der materiellen Nachtheile, welche den Pfarrern, die auf unbestimmte Stolgebühren angewiesen sind, entstehen würden, falls viele Gemeindemitglieder von der alten Kirche abfielen. Die Sache kann allerdings den betreffenden Geistlichen nicht gleichgültig sein, allein ich bin überzeugt, daß der Staat in seiner Milde und Weisheit Mittel finden wird, auch in dieser Beziehung die bangen Gemüther zu beruhigen, und gewiß nicht in die gesetzlich verbürgte Glaubens- und Gewissensfreiheit deshalb einschreiten wird, weil hie und da ein katholischer oder evangelischer Geistliche einige Thaler an Stolgebühren verliert, denn sonst wären ja die christlichen Gemeinden des Geistlichen wegen vorhanden, nicht aber der Hirt wegen der Schaafe. — Uebrigens bestehen die neuen Gemeinden, wenn auch nicht de jure, doch de facto, und daß sie de facto bestehen dürfen, ist die sicherste Bürgschaft, daß sie auch in unferner Zeit de jure bestehen werden.

Gustav Roland.

Lokales.

Wohlthätiges.

Nach längerer, durch eine Geschäftsreise veranlaßten Pause wird Herr Direktor Price seine Vorstellungen im alten Theater mit einem wohlthätigen Akt wieder eröffnen, indem er an zwei Abenden, heut Donnerstag den 10. und Sonnabend den 12. d. M. die Einnahmen für die durch Wasser Verunglückten bestimmt hat. Daß sich auch hier der Wohlthätigkeitssinn der Breslauer, nie ermüdend, wo es gilt, Thränen des Unglücks zu trocknen, wieder von Neuem durch zahlreichen Besuch bethätigen werde, steht bei der Beliebtheit der kleinen Priceschen Balletgesellschaft zu erwarten.

— r.

Allgemeiner Anzeiger.

Theater-Repertoir.

Donnerstag den 10. April: **„Ein deutscher Krieger.“** Schauspiel in drei Akten von Bauernfeld.

Vermischte Anzeigen.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.